

# Angst

Wir brauchen eigentlich gar nicht erst die Frage zu stellen, wie wir uns dem Thema Angst nähern wollen, denn sie ist ja immer schon da oder zumindest schon da gewesen. Sie ist uns irgendwie bekannt, aber eben nur irgendwie. Es ist in der Praxis gar nicht so einfach einzuschätzen, was jemand meint, der sagt: Ich habe Angst.

Da gibt es Leute, die klagen, sie hätten ständig Angst, gelegentlich gar Panikattacken, und sie würden sich nicht mehr aus der Wohnung trauen. Es gibt welche, die von grellen Ängsten vor einem Verfolger gepeinigt werden und nach einer Therapie mit Medikamenten eine bodenlose, namenlose Angst verspüren, die alles Denken einnimmt. Dann wiederum sagen uns einige, sie hätten manchmal aus unerfindlichen Gründen Herzrasen, der Atem gehe schwer und sie bekämen weiche Knie und das sei Angst.

Wir wissen selbst, daß es eine Angst bei real drohenden Gefahren gibt, eine Angst ganz allein und verlassen zu sein, und auch jene Angst vor Strafe, die uns veranlaßt, an der roten Ampel doch lieber zu halten, auch wenn niemand anders zu sehen ist. Psychoanalytiker haben sich darüber viele Gedanken gemacht und man erwartet schon, etwas über Angst und Sexualität, Ödipuskomplex und Kastrationsangst zu hören. Das soll hier auch kurz und knapp referiert werden, aber eigentlich geht es mir an dieser Stelle um das grundlegende Problem – und das ist hier wörtlich zu nehmen –, bzw. um die grundlegende Funktion, die Angst für das Subjekt hat ebenso wie der Phallus, der von der Angst nicht zu trennen ist. Sigmund Freud hat mehrere Arbeiten zum Thema verfaßt, die wichtigste

heißt *Hemmung, Symptom und Angst*, deren Zusammenfassungen er in der 25sten und 32sten seiner Vorlesungen gibt. Er definiert Angst so:

»Wir haben gesagt, Angst sei ein Affektzustand, also eine Vereinigung von bestimmten Empfindungen der Lust-Unlust-Reihe mit den ihnen entsprechenden Abfuhrinnervationen und deren Wahrnehmung, wahrscheinlich aber der Niederschlag eines gewissen bedeutungsvollen Ereignisses, durch Vererbung einverleibt [...]. Als jenes Ereignis, das eine solche Affektspur hinterlassen, haben wir den Vorgang der Geburt in Anspruch genommen, bei dem die der Angst eigenen Beeinflussungen von Herztätigkeit und Atmung zweckmäßig waren.«<sup>1</sup>

Er unterscheidet die Realangst als eine begreifliche Reaktion auf die Gefahr einer von außen erwarteten Schädigung und die neurotische Angst, die durchaus rätselhaft und zwecklos erscheint. Bei der letzteren unterscheidet er die Angstneurose mit der frei flottierenden allgemeinen Ängstlichkeit, die bereit ist, sich mit jeder neu auftauchenden Möglichkeit oder Vorstellung in der sogenannten Erwartungsangst zu verknüpfen, von der Phobie. Hier ist die Angst fest an bestimmte Vorstellungen gebunden, die eine Begründung liefern, aber maßlos übertrieben sind (Schlangenphobie, Spinnenphobie, Platzangst, Klaustrophobie). Die Angst in der Hysterie und in anderen schweren Neurosen wird von Symptomen begleitet, tritt als Anfall oder länger anhaltender Zustand auf, ohne einen für die bewußte Wahrnehmung ersichtlichen Grund. Ich ergänze noch die Liste durch die psychotische Angst, die im Wahn als Angst vor einem Verfolger vorkommt oder als ein Gefühl der absoluten Haltlosigkeit, so als müsse man gleich in einen Abgrund stürzen oder sterben.

In seinen ersten Forschungen zu unserem Thema hat Freud festgestellt, daß offenbar ein frustrierendes Sexualleben mit der Angstentwicklung zusammenhänge. Die gewöhnlichste Ursache der Angstneurose sei die frustrane Erregung, in der libidinöse Erregung hervorgerufen aber nicht befriedigt sei und nicht verwendet werden könne. Die Erregung könne nicht in der Schwebe gehalten werden, die unbefriedigte Libido verwandle sich direkt in Angst.

Die Untersuchung der Phobien kleiner Kinder zeigt Freud, daß hier Einsamkeit oder ein fremdes Gesicht beim Kind die Sehnsucht nach der vertrauten Mutter wecken; das Kind kann diese libidinöse Erregung nicht beherrschen, sondern verwandelt sie in Angst. Bei den erwachsenen Phobikern verhält es sich ganz ähnlich. Hier genügt eine auslösende Situation, um eine unbewußte Sehnsucht oder Versuchung zu wecken, deren Erregung das gleiche Schicksal ereilt. In der Hysterie fällt die abzuweisende

Vorstellung meist bis zum Unkenntlichen entstellt der Verdrängung anheim, ihr Affektbetrag wird, so Freud, regelmäßig in Angst verwandelt, gleichgültig ob es Aggression oder Liebe ist.<sup>2</sup> Der Libido- bzw. Affektbetrag ist also in allen drei Fällen unverwendbar geworden, d.h. die Erregung findet keine befriedigende Abfuhr, sowohl bei ungestillter Sehnsucht, bei unterdrückten sexuellen Strebungen als auch bei den verdrängten erregenden Vorstellungen in der Hysterie.

Es wiederholen sich jeweils Trennungserfahrungen mit der Konsequenz eines unlustvollen Anwachsens der Bedürfnisspannung.<sup>3</sup> Das Vermissen des geliebten Objekts ist also die Gefahr geworden, bei deren Eintreten das Subjekt das Angstsignal gibt. Ist es bei der Geburt noch eine reale Trennung, so wird das geliebte Objekt mit voranschreitender Entwicklung mehr und mehr zu einem psychischen Objekt, d.h. zu einer im psychischen Apparat mit einem libidinösen Affektbetrag besetzten Repräsentanz, die sich ursprünglich von einer geliebten Objektperson ableitet.

Beim Säugling ist es die für die Versorgung und Befriedigung wichtige Mutter, beim Kleinkind wird es immer mehr das Genital, dessen hohe narzißtische Einschätzung sich, so Freud, darauf berufen kann, »daß der Besitz dieses Organs die Gewähr für eine Wiedervereinigung mit der Mutter (dem Mutterersatz) im Akt des Koitus enthält.«<sup>4</sup> Wohlgemerkt: hier geht es bereits um eine Vorstellung, nämlich daß die Befriedigung mit dem gerade lustvoll entdeckten Organ gemeinsam mit dem geliebten Objekt erfolgt. Das Subjekt ist schon vorher auf die Möglichkeit der Trennung vom geliebten Objekt aufmerksam geworden. Es ist also keine intellektuelle Verrenkung oder die explizite Gewaltandrohung nötig, um diese Möglichkeit auf weitere Objekte fortzuschreiben.

Aber die Kastrationsangst ist ganz und gar nicht einfach. Wir haben es nämlich mit einem Subjekt zu tun, das zu sich selbst in ein Verhältnis tritt. Es nimmt sich selbst wahr, indem es sich auf seine Sinneseindrücke, z.B. das im Körper Gefühlte, das Gesehene und das Gehörte bezieht. Und diese Wahrnehmungen sind alles andere als einheitlich, sondern beunruhigend, befremdlich und fremd, sie kommen von außen, von anderen und es sind Worte, die ihm ein Verhältnis nahelegen oder sogar aufdrängen. Das alles ist in Teile zerstückelt, verwirrend und wirr und läuft ständig davon und wieder auseinander. Festhalten gelingt selten und einen Halt zu finden, ist beschwerlich und nicht von Dauer. Seinen Körper kann es nie ganz sehen, der Spiegel vermittelt zwar einen erfreulichen Eindruck, aber der ist imaginär, d.h. man sieht nur die ihm zugewandte Seite des Körpers, die Seiten sind verkehrt und das, was man sieht, entspricht nicht unbe-

dingt der Vorstellung, ganz zu schweigen vom Erwünschten. Die aufkommende Kastrationsangst ist aber keineswegs abhängig von zufälligen Lebensereignissen oder davon, wie pädagogisch aufgeklärt die Eltern jeweils sind, z.B. ob sie heute noch so blöd sind, mit dem alten ›ich schneid' dir gleich den Pimmel ab‹ zu drohen.

Die Kastrationsangst entsteht logisch notwendig in dem Moment, wo das Subjekt zum geliebten Mutterobjekt in eine dialektische Beziehung tritt, d.h. in dem es seine Wunschvorstellungen in ein gegenseitiges Wechselverhältnis überträgt: Das kleinkindliche Subjekt befindet sich in einem engen liebevollen Verhältnis zu seiner Mutter. Es verlangt, daß sie stets zur Verfügung steht und alle Bedürfnisse ohne Verzug befriedigt. Es hat seine Mutter in einer liebevollen Umschlingung ›zum Fressen gern‹. In seiner gleichermaßen alles vereinnahmenden Eigenliebe setzt es voraus, daß sie es ebenso wiederliebt. Indem es versucht, sich dies vorzustellen, wird es buchstäblich eng. Das Wort Angst gehört zum Wortstamm *eng* und das Gefühl der beklemmenden Beengung reicht vom Geburtserlebnis an bis in den wörtlichen Ausdruck. Wenn nämlich die riesige Mutter ihren kleinen Fratz ebenso in überschwänglicher Liebe verschlingen wollte, wie er selbst es sich von sich vorstellt und wie sie das gemäß seiner Forderung der gleich großen Gegenliebe eigentlich tun müßte – wir sagen dazu: das Kind hält sich für den Phallus der Mutter –, dann würde es bedrohlich eng, ja vernichtend für das kindliche Subjekt werden. Spätestens hier steht es einer libidinösen Konstellation gegenüber, die Gefahr bedeutet: Es steht seinen eigenen Wünschen hilflos gegenüber. Befriedigung heißt Vernichtung. Verzicht bedeutet, dem Ansteigen der unlustvollen Erregung hilflos ausgeliefert zu sein, und er bedeutet, das geliebte Objekt, insbesondere das lebensvolle Gefühl geliebt zu werden, zu verlieren, also den wichtigsten Teil des Gefühls überhaupt zu leben, zu verlieren. Dies ist ein Moment, in dem nicht nur die Objektrepräsentanzen, sondern auch der bisher fast ausschließlich über diese Liebesbeziehung laufende Prozeß der Selbstwahrnehmung und Selbstdefinition erlöschen. Das Subjekt droht, sich aufzulösen. Das ist die eigentliche Gefahr, vor der das Angstsignal es bewahren soll.

Sobald das kindliche Subjekt wähnt, es sei Phallus der Mutter, ist es hilflos darüber, wie es das vorgestellte Begehren der Mutter befriedigen soll und erfährt gleichzeitig, daß es sich verloren hat, weil es sich als Phallus der Mutter definiert hat, und es nun nie wieder sein kann. Hier fehlt etwas, das es dem Subjekt ermöglicht, sich anders als einem radikalen Mangel ausgesetzt wahrzunehmen. Kastration bezieht sich also hier auf den Ver-

lust des Phallus, nicht des Penis. Eine Verschiebung muß her, etwas, das den Phallus ersetzt. Das Subjekt muß in die symbolische Ordnung eintreten, um die symbolische Operation vollziehen zu können, mit der ein Anderes das vormalig eingebildete Eine an dessen Platz ersetzen kann. Hier wird hoffentlich deutlich, was so schädlich am Inzest ist und warum das Subjekt eine Struktur durchlaufen muß, die wir den Ödipuskomplex nennen. Das ist nicht nur etwas, das nur sexuell frustrierte jüdische Wienerinnen vor hundert Jahren mal hatten. Es ist ein Vorgang, in dem das Subjekt sich selbst konstruiert und zugleich konstruiert wird. Konstruktion heißt Zusammenstellung, Struktur heißt Aufstellung. Es geht auch um einen konsistenten Stand des Subjekts. Andernfalls würde es immer wieder zerfallen und buchstäblich nicht wissen, wer es ist, wie z.B. in sehr schweren psychotischen Zuständen oder bei schweren Hirnverletzungen, bei denen nicht einmal mehr der Angstzustand möglich ist.

Die Aufstellung bekommt eine neue Wendung, wenn das Wissen um die Zeugung hinzutritt. Denn das bedeutet, daß es da einen gegeben hat, der sich liebtestill dem Mutterdrachen genähert hat, etwa wie das Männchen einer Gottesanbeterin, das im Zeugungsakt gefressen wird. Oder aber es ist einer, der noch mächtiger ist als die Mutter. Hier ist die Stelle für die Vorstellung von Freuds Urvater. Eine gleichfalls beängstigende Figur, aber mit dem Vorteil, daß sie sich zwischen das Subjekt und die Mutter schiebt und es abschirmt. Natürlich darf man – in der Logik dieser Vorstellungen – nicht die Aufmerksamkeit dieser zwei mächtigen Triebwesen auf sich ziehen, man würde mit einem Happs verschlungen: die Vorlage für viele Geschichten mit Ungeheuern, etwa wie Jurassic Park. Es ergibt sich also für das Subjekt ein gewisser Nutzen daraus, sich in der Nähe der Angst aufzuhalten. Hinter dem Rücken der beängstigenden Figuren gibt es so etwas wie eine heimliche Sicherheit. Diese Figuren, wir können sie für spätere Aufstellungen auch Gott nennen, dürfen nur gerade nicht auf das sich verbergende Subjekt aufmerksam werden. Das erinnert daran, wie viele neurotische Subjekte sich in ihr Heim zurückziehen, den Namen von der Klingel entfernen und sogar Angst davor bekommen, den Briefkasten zu öffnen.

Der Vater kommt als ungeliebter geliebter Retter in der Not ins Spiel. Er wird künftig für das Subjekt diese schwarze Stunde der Not, des Mangels und des Versagens, und zugleich den Verlust des phallischen Mutterobjekts repräsentieren. Und da es nicht angenehm ist, ständig im vollen Bewußtsein des eigenen Untergangs zu leben, baut sich das Subjekt eine Konstruktion aus Vorstellungen, das Phantasma. Der Inhalt: Vater ist

schuld an dem, was er als Signifikant für das Subjekt eigentlich nur repräsentiert: Durch das Phantasma erhält es sich die Illusion, das phallische Mutterobjekt wäre noch verfügbar, wenn Vater nicht dazwischen gegangen wäre. In diesen Vorstellungen erscheint dann häufig, der Vater habe die Mutter kastriert und das Kind damit bedroht. Hier ist die Quelle für gewisse neurotische Gewaltphantasien, die nicht zuletzt unter anderem in Albträumen den Angsttraum machen. Es wird vielleicht auch deutlich, warum der Vaterlöwe im Angsttraum nicht nur droht, sondern auch angreift, denn wenn der Vater die Mutter-Kind-Verbindung nicht wirklich und wirksam trennt, dann droht Schlimmeres als nur die Panikattacke, welche die Angstneurotiker mit Nachdruck angeblich von uns abgeschafft haben wollen: nämlich die Auflösung des Subjekts. Das Phantasma hat die Aufgabe, das Subjekt vor dem Schrecken seiner eigenen Auflösung abzuschirmen, das Symptom soll ihm die Angst vor dieser großen Gefahr ersparen, sogar durch herabgeminderte Angstsignale, wie in der Angstneurose, bzw. Angststörung. Halten wir fest: Wenn wir unseren Analysanden das Symptom nehmen, so wie es denn könnten, wir haben nichts, was wir ihnen statt dessen geben können.

Die Angst entsteht also sowohl, wenn zuviel Phallus erkennbar wird, als auch, wenn zu wenig davon erscheint. Das Objekt wird von nun an ein vages Ding, das sich von einem anderen zum nächsten anderen verschiebt, der Phallus wird sich fortlaufend verwandeln. Die Untersuchung des Objekts vollzieht sich in der Untersuchung vieler kleiner sich abwechselnder Objekte. Das Objekt des Genießens ist zum Objekt des Begehrens, der imaginäre Phallus der Vorstellung zum symbolischen Phallussignifikanten geworden. Es ist immer die unbewußte Suche nach dem Phallus und dem Begehren im ursprünglichen Objekt, die man den Objekten der Realität nicht ansieht: Man sieht eben im Spiegel nicht das Begehren, allenfalls einen Gesichtsausdruck, der darauf schließen läßt.

Der Übergang von der Situation, in der die Beziehung zwischen Mutter und Kind hin und her flimmert, in die sogenannte ödipale Struktur, ist also nicht nur ein zufälliger Werdegang, sondern eine logische konstruktive Entwicklung des Subjekts. Sie wird aber nicht nur durch imaginäre Prozesse erreicht, also nicht nur dadurch, daß das Subjekt sich in ein Verhältnis zu Eigen- und Fremdwahrnehmungen und zu gewissen Vorstellungen setzt, sondern auch und vor allem durch die Wirkungen der Sprache und des Sprechens. Es ist von Anfang an in eine Sprechumgebung hineingebohren. Denken Sie nur daran, wie das Signal ›Nein!‹ und warnende Sätze mit dem Wort ›nicht‹, immer mehr an Bedeutung in der Entwicklung ge-

winnen und das Subjekt vor Gefahren bewahren und gleichzeitig mit sprachlichen Mitteln bei Gelegenheit das Angstsignal auslösen.

Geschichten und Erzählungen, in Gesprächen von Erwachsenen offen oder heimlich Mitgehörtes, sind für das kindliche Subjekt von höchstem Interesse, weil hier das eigentliche Begehren der Erwachsenen verhandelt wird und man merkt am Tonfall, wenn es begehrlisch oder eng wird. Wer kennt nicht die Angst vor den Räubern oder dem Wolf aus Geschichten, prominente Gestalten des Seelenlebens, die heute kaum jemand persönlich trifft. So ist es kein Wunder, wenn das Angstsignal auch durch sprachliche Wendungen ausgelöst wird, ja sogar Symptome auf das engste mit sprachlichen Strukturen, etwa in Worten gedachten gefährlichen Wunschstreben verknüpft sind.

Eine Analysandin berichtete mir eines Tages, sie habe sich eine neue Brille kaufen wollen und sei deshalb in die Mönckebergstraße gegangen. Sie wollte zu Fielmann (dem Optiker), konnte den Laden jedoch nicht finden und dachte bei sich »Das gibt es nicht mehr«. Dann habe sie einen Panik-anfall bekommen. Sie erklärte sich den Anfall damit, daß hier die große Menschenansammlung den Anfall ausgelöst hatte, eine Symptomatik, unter der sie schon seit Jahren litt. Sie hatte ihren Mut zusammengenommen und die Innenstadt aufgesucht, um den Umgang mit der Angst zu üben, so wie sie es in mehreren Therapien gelernt hatte. In der Therapie war man davon ausgegangen, daß es die Situation ist, die Angst auslöst, also ähnlich wie in der Kind-Mutter-Stellung, die in der Vorstellung immer bedrohlicher wurde. Entsprechend dachte man, indem man die Situation übe, werde eine Gewöhnung eintreten, welche die Angst verschwinden lasse.

Die Psychoanalyse ergab etwas ganz anderes: Als Kern der Erzählung der Dame entpuppte sich ein Satz, der den zentralen Gedanken wiedergibt, welcher die Angstreaktion auslöste: Ich wollte zu Fielmann, das gibt es aber nicht mehr. Dieser Satz versteckt hinter einer kleinen Veränderung der Buchstaben das ganze Problem der Frau, auf das ich durch Berichte über die Lebenssituation und ihre Geschichte nicht ganz unvorbereitet war. Sie hatte ihren Gedanken mehr schlecht als recht verborgen, indem sie Fiel und Mann zusammenzog und das V durch das F ersetzte, was man freilich beides kaum hört. Die Verkleidung liegt hier also auf der Ebene der Schrift und der Betonung. Der Gedanke lautete: Ich wollte zu viel Mann, das gibt es aber nicht mehr.

In der Tat hatte die Dame sich vorgenommen, nach etlichen schwierigen Partnerschaften, deren letzte gerade beendet war, zu versuchen, allein zu

leben und in der neu gewonnenen Freiheit den Versuchungen neuer Liebesbeziehungen, deren sich einige anboten, aus dem Wege zu gehen. Der Versuchung standen auch moralische Bedenken entgegen. Den Wunsch nach einer neuen Liebe hatte sie also zugunsten ihres Seelenfriedens unterdrückt. Aber Wünsche kann man nicht erschlagen und so drängte diese Strebung weiter nach Befriedigung. Die bewußte Vorstellung und der Wunschgedanke konnten zwar verdrängt werden, nicht aber der Affekt. Der Wunsch nach Seelenruhe stand also unvereinbar dem Wunsch nach neuer Liebe gegenüber und ersterer wurde gegen den anderen durchgesetzt, indem der Liebeswunsch durch das Angstsignal aus dem Bewußtsein verbannt wurde. Diese Abwehrfunktion ist recht einfach und sehr wirkungsvoll. Der unterdrückte Wunsch drängt mit seinem unbefriedigten Affektbetrag ins Bewußtsein. Das Angstsignal wird dazwischen gesendet und die Aufmerksamkeit von der Innenwahrnehmung auf eine vermeintliche äußere Gefahr abgelenkt. Die Gefahr des Durchbrechens der unerwünschten Vorstellung in das Bewußtsein ist fürs erste gebannt. Das Subjekt nimmt hier also die Qual einer Angstempfindung auf sich, um sich vor einer größeren Unlustempfindung zu schützen.

Aber das erscheint bis jetzt noch recht beliebig. Bisher haben wir zwei Wünsche und es kann uns egal sein, welcher hier mit Unlust durch Unlust gemieden wird. Es geht also um mehr. Das Zuviel des Triebanspruches im Wunsch nach einer neuen Liebe ist heikler, als der scheinbar freiwillige Entschluß zur Selbstbescheidung, der das Subjekt sich selbst als Herrin ihrer Entscheidung erscheinen läßt. In Wahrheit ist sie alles andere als souverän. Die Dame war vor kurzem fünfzig Jahre alt geworden und dieses Datum hatte ihr in Erinnerung gebracht, das sie älter wurde. Die Furcht, unattraktiv zu werden, nichts mehr zu genießen zu haben und die folgende Zeit ihres Lebens alt und einsam verbringen zu müssen, hatte sie ergriffen, und sie wollte nunmehr ein autonomes Subjekt werden, das auf andere nicht angewiesen ist und nicht mehr zur Selbstvergewisserung in den Spiegel schauen muß, wofür sie seit einiger Zeit die Brille brauchte. Die Vorstellung von Liebesverlust, Verlassenheit, Einsamkeit und schließlich dem Tod war ihr unerträglich. Hier haben wir die grundlegende Angst vor der Auflösung des Subjekts, die den eigentlichen Anlaß für die Angst und den hohen psychischen Aufwand der Symptomproduktion motiviert. Wir sehen hier, daß sich die Anlässe für die Angst mit der Lebenszeit und der Lebenssituation fortentwickeln, das grundlegende Problem der Gefahr der Auflösung und die Funktion der Angst mit der Konstruktion des Subjekts jedoch eng verknüpft sind. Sowohl das kindliche

Subjekt in der Beziehung zur Mutter wie auch die eben erwähnte Dame kommen in ihrer Konfrontation auch an jene Schwelle, an der deutlich wird, daß es eine volle Befriedigung nicht gibt, ja, daß das Objekt des Begehrens eigentlich der Mangel im Anderen ist, denn der soll ja unter dem Mangel leiden, daß ich ihm fehle, damit er mich auch ordentlich will. Umgekehrt ist klar, daß der andere dies ganz genauso in mir sucht. Der Phallus, also das was dieses Loch schließen soll, fehlt gerade dann, wenn man ihn am meisten braucht. Wir ahnen schon, daß es sich dabei um einen Signifikanten handelt, also um eine Art virtuelle symbolische Struktur, die da erscheint, wo wir den Untergang unserer – sagen wir Einheit oder Ganzheit – erlebt haben, und dessen Spur wir in unserer Erinnerung auslöschen müssen, weil es sich damit nicht leben läßt. Und auch die Auslöschung der Auslöschung muß noch sein, damit es so ist, als hätte es das nie gegeben.

Jacques Lacan sagt dazu: ›Der Phallus ex-sistiert dem Realen‹.<sup>5</sup> Wir können das für unsere Zwecke ungefähr übersetzen mit: Es gibt ein Element, das ist nicht Element der Menge des Unmöglichen. Und dieses Element trägt den Namen Phallus. Das heißt noch lange nicht, daß es wirklich so etwas gibt, was das Loch schließt. Aber da ist zumindest eine Möglichkeit, an der sich der Wunsch bzw. das Begehren ausrichten kann. Ein Signifikant ist eine virtuelle Struktur, die Bedeutungseffekte produziert, und damit entsteht eine Möglichkeit für die Verschiebung des Wunsches von einem Objekt zum nächsten.

Ich möchte noch einmal zurückkommen auf Freuds Wort, in der Neurose bleibe die libidinöse Erregung in der Schwebelage und wandle sich in Angst um. Was entscheidet darüber, ob eine Erregung als Angst oder als lustvoll erlebt wird, sind doch die körperlichen Erregungen im Angstanfall zunächst die gleichen wie beim Liebesakt? Das menschliche Subjekt unterscheidet sich dadurch von allen anderen Wesen, daß es zu sich selbst in ein Verhältnis treten kann. Es kann sich selbst als ein von anderen Wesen Verschiedenes wahrnehmen, innere von äußeren Erscheinungen und sogar, alltagssprachlich ausgedrückt, seinen Willen von seinen Triebansprüchen unterscheiden. Diese Selbstwahrnehmung ist existentiell, das heißt, wenn sie nicht möglich ist, dafür werden bisweilen Begriffe wie Verschwimmen der Ich-Grenzen, Kontrollverlust oder Hilflosigkeit eingesetzt, erlebt es das als Gefahr. Wir sagen, daß jene beiden Verhältnisse, in denen das Subjekt sich intensiv wahrnimmt, Begehren und Angst sind.

Im Begehren steht das Subjekt ja eigentlich in der gleichen Struktur wie in der Angst. Es begehrt, daß der andere es begehrt. – Ich sollte hier viel-

leicht den Satz mit *ich* formulieren, aber wir unterscheiden in der Psychoanalyse zwischen Ich und Unbewußtem, und wenn wir vom Subjekt sprechen, meinen wir in erster Linie das Subjekt des Unbewußten. – Also das Begehren, wie Lacan sagt, ist das Begehren nach dem Begehren des anderen. Dieser andere/Andere ist hier, nach Lacan, zweifach zu denken. Zum einen als das andere Subjekt, zum anderen aber auch als jene symbolische Ordnung der Signifikanten, in der das Subjekt seine Selbstrepräsentanzen findet, z.B. seinen Namen, das heißt jene Ordnung, die mir einen Platz in der Ordnung der Subjekte zuweist und so meine Existenz absichert, die, wie wir uns erinnern, in dem Zusammenbruch der Kastration auf neue Beine gestellt werden mußte. Über diese Ordnung kann ich mich selbst anerkennen und von anderen als Subjekt anerkannt werden. Deren Zerstörung bedeutet die Zerstörung des Subjekts und dessen Auslieferung an die Angst: die Methode der Folter und der Konzentrationslager. Das Begehren hängt also davon ab, daß das Subjekt im Anderen/anderen seinen Platz hat, in der symbolischen Ordnung der Signifikanten oder im anderen Subjekt, dem ich fehle, im günstigen Falle, weil er oder sie mich liebt. Oder um es anders zu sagen: Ich liebe es, wenn ich begehrt werde. Denn dann bin ich Phallus des anderen. Das kann auch unheimlich werden. Hier gibt es einen Übergang zur Angst, aber davon später.

Im Begehren gibt es eine Libidobesetzung eines Objekts, das der Mangel des anderen ist. Der begehrt mich, weil ich ihm fehle oder umgekehrt, genau weiß man das ja nie, und gerade das ist es, was ich so anziehend an ihm finde, denn es ist genau das, was mir fehlt. Es gibt für die Erregung einen Ausgang in der Befriedigung des Begehrens durch ein Objekt. Ob die Befriedigung gelingt, ist zunächst einmal eine andere Geschichte. Der Unterschied zwischen Panikattacke und Orgasmus ist der Ausgang. Wollen wir sagen: der Erguß?

In der Angst ist die Libido in der Schwebe, nicht festgelegt, außer in dem autoerotischen oder narzißtischen Rest, den man nicht hergibt, der den Selbstbezug absichert, das Heim, von wo aus man auszieht, damit etwas möglich wird, wie Kierkegaard<sup>6</sup> deutlich gemacht hat. Die Erregung hat keinen Ausgang, das Subjekt weiß nicht, wohin es sich wenden soll oder will. Es ist nichts möglich oder eben alles möglich. Mein Mangel bekommt weder Form noch Gestalt durch den Anderen/anderen und bleibt dadurch ein Loch. Es ist das Reale einer radikalen Einsamkeit. Aber es ist eben auch die Bedingung für die Möglichkeit des Subjekts, also einer Struktur, die sich selbst als etwas vom Anderen Getrenntes wahrnehmen kann. In der Angst vor seinem Untergang bescheinigt es sich selbst seine

Ex-sistenz, denn was es nicht gibt, kann auch nicht untergehen. Insofern gibt es einen Grund, die Angst festzuhalten als eine Art Existenzwahrnehmungsversicherung. Die Angst kann beständiger, sicherer wirken als das Begehren, das wandelbar, manchmal schwindet und wankelmütig wesentlich unsicherer anmutet. Insofern kann man die Neurose auch als eine Strategie des Subjekts begreifen, die Angst für diese Funktion festzuhalten, als Angst vor der Angst herabgemindert auf ein erträgliches Maß durch Spiegelung.

Wie entsteht die neurotische Angst in der Spiegelung? Ich betone hier die Spiegelbeziehung des Subjekts zu sich selbst, die Lacan hauptsächlich in seinem Seminar *L'Angoisse* (Die Angst)<sup>7</sup>, in seiner Lektüre des Textes von Freud über *Das Unheimliche*<sup>8</sup> entwickelt.

Freud zeigt in seinem Aufsatz, wie das Wort heimlich seine Bedeutung hin zu einer Ambivalenz entwickelt. Unheimlich sei irgendwie eine Art von heimlich, und er verweist auf ein Zitat von Schelling, der schreibt, unheimlich nenne man alles, was im Geheimnis, im Verborgenen bleiben sollte und hervorgetreten ist. In unsere Auffassung vom Subjekt könnte man dies so übersetzen, daß das Eigene, also das, was in der imaginären Spiegelung das Subjekt als sich selbst zugehörig ansieht, im Verlaufe der Subjektentwicklung sich von etwas narzißtisch Geliebtem zu etwas ambivalent Bewertetem verändert. Das Heim, welches später unheimlich wird, ist zunächst die vom kindlichen Subjekt autoerotisch geliebte eigene Gestalt, beziehungsweise das, was es davon z.B. im Spiegel wahrnehmen kann, aber auch die lustspendenden Organe, das Genital, Hände, Augen, Gehör, die in der Vorstellung, etwa im Traum, einander auch vertreten. Dazu gehören auch narzißtische Vorstellungen von magischen Fähigkeiten wie jene, daß sich der bloße Gedanke oder Wunsch in der Realität erfüllt oder daß man leblose Dinge per Gedanken zum Leben erwecken kann.

Diese autoerotische Besetzung, deren wesentlichen Teil Freud den primären Narzißmus nennt,<sup>9</sup> wird vor dem Untergang der Kastration gerettet. Das Subjekt ist nicht in der Lage sie aufzugeben, muß dafür aber den Preis zahlen, daß diese Inhalte künftig aus dem Bewußtsein verbannt sind, denn ein allmächtiges Ich könnte in der Konfrontation mit dem allmächtigen Vater gefährlich werden. Künftig werden jene Vorstellungen und Gedanken, die sich mit den unbewußten gefährlichen Vorstellungen verknüpfen lassen, ihrerseits gefährlich. Das Gewissen, bzw. das Über-Ich, wie Freud diese Funktion später zusammenfaßt,<sup>10</sup> wird schließlich zur psychischen Kontrollinstanz, die über die psychischen Vorgänge, insbe-

sondere die Gedanken, eine Zensurfunktion ausübt. Was nun aus dem Heim kommt, wird unheimlich. Der Doppelgänger in der Geschichte wird unheimlich, wenn er durch die Projektion mit Vorstellungen ausgestattet wird, die den verdrängten narzißtischen Anteilen früherer Phasen der Ich-Entwicklung angehören. Die durch die Betreuung ihrer Kinder an einer Karriere gehinderte Mutter wird eine Angst um die Kinder entwickeln, wenn sich die unterdrückten Aggressionen gegen die Kinder mit der unbewußten alten Vorstellung verknüpfen, Gedanken könnten sich durch magische Kräfte erfüllen.

Hier fällt auf, daß diese Vorgänge dem sonst im psychischen Apparat herrschenden Lustprinzip widersprechen. Die psychische Funktion stellt Verknüpfungen her, die unlustvoll sind. Der Rückgriff auf die das Ich begründenden Besetzungen hat als eine Art Existenzversicherung offenkundig Vorrang vor dem Lustprinzip. Freud schreibt dazu in seinem Text über *Das Unheimliche*:

»Im seelisch Unbewußten läßt sich nämlich die Herrschaft eines von den Triebregungen ausgehenden Wiederholungszwanges erkennen, der wahrscheinlich von der innersten Natur der Triebe selbst abhängt, stark genug ist, sich über das Lustprinzip hinauszusetzen, gewissen Seiten des Seelenlebens den dämonischen Charakter verleiht, sich in den Strebungen des kleinen Kindes noch sehr deutlich äußert und ein Stück vom Ablauf der Psychoanalyse des Neurotikers beherrscht. Wir sind durch alle vorstehenden Erörterungen darauf vorbereitet, daß dasjenige als unheimlich verspürt werden wird, was an diesen inneren Wiederholungszwang mahnen kann.«<sup>11</sup>

Das Selbstbild, über welches das Subjekt zu sich ins Verhältnis tritt, ist in Lacans Konzept der Spiegelbeziehung ein Spiegelbild.<sup>12</sup> Wo sich das Subjekt in der direkten Wahrnehmung nur partiell, also zerstückelt wahrnehmen kann, bietet das Spiegelbild die Vorstellung von einer idealen Einheit. Für diesen Prozeß der Selbstwahrnehmung schreibt er den Funktionen des Blicks, der Projektion und der Projektionsfläche die entscheidende Bedeutung in jenem Vorgang zu, in dem das Objekt entsteht, das zunächst einmal das Subjekt für sich selbst ist. Als Beispiel für dieses Verhältnis im Zusammenhang mit der Entstehung von Angst kann Freuds Analyse des »bösen Blicks« dienen, welches er in seinem Text anführt:

»Eine der unheimlichsten und verbreitetsten Formen des Aberglaubens ist die Angst vor dem »bösen Blick« [...]. Die Quelle, aus welcher diese Angst schöpft, scheint niemals erkannt worden zu sein. Wer etwas Kostbares und doch Hinfälliges besitzt, fürchtet sich vor dem Neid der anderen, indem er jenen Neid auf sie projiziert, den er im umgekehr-

ten Falle empfunden hätte. Solche Regungen verrät man durch den Blick, auch wenn man ihnen den Ausdruck in Worten versagt, und wenn jemand durch auffällige Kennzeichen, besonders unerwünschter Art, von den anderen hervorsticht, traut man ihm zu, daß sein Neid eine besondere Stärke erreichen und dann auch diese Stärke in Wirkung umsetzen wird. Man fürchtet also eine geheime Absicht zu schaden, und auf gewisse Anzeichen hin nimmt man an, daß dieser Absicht auch die Kraft zu Gebote steht.«<sup>13</sup>

Der kostbare und doch hinfällige Besitz, den Freud hier anspricht, der Schatz, ist das, was der andere begehrt, und zwar nach der Vorstellung des ängstlichen Subjekts. Es handelt sich um eine Projektion, und die Projektionsfläche, der Spiegel, ist der andere. Und Lacan betont hier: Das, was hier das Objekt, die Ursache des Begehrens, berührt bzw. trifft, ist der Blick.<sup>14</sup> Im Blick des blickenden Subjekts auf den Blick des anderen entsteht jenes Objekt, das der andere begehrt, das selbst aber nicht zu sehen ist. Es ist zugleich das, was das Subjekt unter allen Umständen für sich behalten will. Lacan spricht vom autoerotischen Rest, von der libidinösen Besetzung des Ichs als Ideal, die nicht auf andere Objekte übertragen wird und primär narzißtisch ist. Wenn, wie im Beispiel des bösen Blicks, dieses Objekt in diesem Projektionsvorgang plötzlich als etwas erscheint, das, wie andere Objekte auch, vom anderen weggenommen, abgeschnitten werden kann, dann macht das Angst. Dieses Objekt *a* wird in der Vorstellung repräsentiert durch den Phallus oder auch anderes. Lacan sagt dazu:

»Es gibt aber – und wenn ich den Phallus hervorgehoben habe, dann natürlich deshalb, weil er hinsichtlich der Tatsache der Kastration das illusterste ist –, es gibt aber auch noch andere, das wissen Sie, andere, die Sie kennen, die bekanntesten Äquivalente dieses Phallus, die, die ihm vorausgehen, das skybalon, die Brustwarze. Es gibt vielleicht auch welche, die Sie weniger kennen, auch wenn sie in der analytischen Literatur sehr gut zu sehen sind, und wir werden versuchen, sie zu bezeichnen. Diese Objekte – wenn sie frei erkennbar in dieses Feld eintreten, wo sie nichts zu suchen haben, ins Feld des Teilens, wenn sie erscheinen, dann signalisiert uns die Angst die Besonderheit ihres Status'. Diese Objekte, die der Konstituierung des Status des gewöhnlichen Objekts vorausliegen, des kommunizierbaren, des vergesellschafteten Objekts – genau darum handelt es sich beim *a*.«<sup>15</sup>

Lacan verweist darauf, daß es bei der Projektion dessen, was als Genießen begehrt ist, um einen imaginären Zustand geht, in dem das Subjekt sich ungehemmt auf sich selbst in einer Vorstellung als unbeschränktes einheitliches Wesen ohne Mangel bezieht. Einen Zustand, den es nicht geben kann, weil bereits das sich auf sich selbst beziehen schon eine Teilung

erfordert, und die Vorstellung einer Einheit und eines am höchsten Begehrenswerten schon den Bezug auf ein anderes erfordert, in dem es Zerstückelung, Mangel und Unlust gibt. So erinnert das Auftauchen des Phallus im Feld der Projektionen, sobald er durch sein Fehlen oder durch ein Zuviel an Phallus auffällt, das Subjekt immer zugleich auch an seine eigene Gebrechlichkeit, d.h. daß nur eine zerbrechliche virtuelle Konstruktion seine letzte Bastion ist, die vor der Auflösung im Nichts steht.

Schauen wir uns nun einen anderen Fall an: Ein Mann berichtet, er habe von seiner Kindheit an, bis zu seiner Volljährigkeit im Bett der Mutter schlafen müssen, in einem Schlafzimmer, dessen Zugang durch ein Vorzimmer führte, in dem der Vater schlief. Der Vater habe ihm von Beginn an zu verstehen gegeben, er habe nur eine Daseinsberechtigung, weil die Mutter sich ihn gewünscht habe. Er habe nichts tun können, was er selbst wollte. Hätte er sich geweigert, diese Funktion auszufüllen, hätte ihm etwas Schlimmeres gedroht als der Tod.

Wir haben es hier mit einer Aufstellung zu tun, in der das Subjekt dem Genießen der übermächtigen Eltern nicht ausweichen kann. Es wird zum Ding der Mutter an der Hand des Vaters oder zum Phallus des Vaters, welcher der Mutter zum Genießen angeboten wird. Die Möglichkeit als etwas Besonderes oder Eigenes, also als Subjekt in Erscheinung zu treten, beinhaltet Schlimmeres als den Tod. Der Vater erforscht mit dem Kind als Ding die Bedingungen des Begehrens, d.h. des Mangels der Mutter, um dieses Loch endgültig zu stopfen. Der Vater ist grausam. Das Subjekt ist seiner Subjektwerdung beraubt, weil es nur von Möglichkeiten der Unmöglichkeit umstellt ist. Ein Signifikant, der das Subjekt als etwas, was sich von anderen unterscheidet, repräsentieren könnte, kann nicht erscheinen. Das Ergebnis dieser Konstellation war eine paranoid-halluzinatorische Psychose, früher Schizophrenie genannt. Das Subjekt konnte sich allenfalls im Imaginären entwerfen, im Wahn, und nur imaginäre Bedeutungseffekte haben, Halluzinationen empfangen, in der symbolischen Ordnung war es noch gar nicht repräsentiert. Das Subjekt ist in dieser Konstellation, sobald es zu sich als Subjekt ins Verhältnis tritt, mit den Möglichkeiten seiner Auslöschung konfrontiert. Erscheint es als Subjekt, verliert es seine Daseinsberechtigung, erscheint es als Ding, wird es von der Mutter konsumiert. Aber beachten wir, daß es hier an der Möglichkeit leidet und ihm genau genommen die Wendung in den Akt, d.h. in die Realisierung fehlt. Dieses Verhältnis entwickelt Kierkegaard in seinem Text *Der Begriff der Angst*. Genau genommen kann es, da es nur von Möglichkeiten der Auslöschung umgeben ist, nur noch seiner Angst entgegenre-

ten und als Subjekt hervortreten und so aus dem Zustand der Möglichkeit der Vernichtung übergehen in die Handlung, seinen eigenen Tod als eigenen zu riskieren und so erfahren, was die Wirklichkeit gegenüber der Möglichkeit wirklich bringt. An dieser Stelle hat der psychotische Ausbruch in eine plötzliche Handlung, *passage à l'act*, seine Funktion. Das psychotische Subjekt versucht sich in einem Akt zugleich gegen seine Bedrängung zu wenden und sich damit zugleich als Subjekt zu setzen und endlich dem Verharren in der Angst vor der Möglichkeit seiner Auslöschung zu entkommen. Es gelingt heute mit Medikamenten, das Subjekt soweit ruhig zu stellen, daß die Angst stark gemildert und die imaginäre Tätigkeit soweit gelähmt werden kann, daß es kaum noch zu großer Angst, Wahn, Halluzinationen und Ausbrüchen kommen kann. Das Ergebnis ist aber ein Subjekt, das entsetzt auf die dumpfe Leere seiner haltlosen Ex-sistenz starrt. Diesen Zustand nennt man auch depressive Nachschwingung einer Psychose. Auch die kann noch mehr oder weniger gut medikamentös behandelt werden. Das Subjekt als Pausenzeichen, das sich mit den Ereignissen des Tages die Zeit totschlägt. Viele finden das noch weit besser als die grellen Schrecken der psychotischen Symptome oder die dumpfe Agonie der Depression.

Ich glaube, Kierkegaard rechnet nicht mit der Psychose, wenn er die Angst als einen Kursus der Möglichkeiten schätzt und beschreibt, daß sie eben eine Funktion ist, in der das Subjekt zu sich selbst und zu seinen Möglichkeiten und dadurch eben auch zu seiner Wirklichkeit kommen kann.<sup>16</sup> Für das neurotische Subjekt mag das gelten. Aber selbst in der Psychose behält die Angst jene fundamentale psychische Funktion als letzte Bastion des Subjekts, in der es sich unter Zuhilfenahme des starken Affekts eine konsistente Wahrnehmung ermöglicht. Der Ausfall dieser Funktion, sei es bei Drogenvergiftung, Demenz, Hirnverletzungen oder katatonem Stupor, kennzeichnet regelmäßig die schwersten psychopathischen Fälle.

## Anmerkungen

- 1 Sigmund Freud: »Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse (1933 [1932]), 32. Vorlesung«, in: ders., *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. Und Neue Folge*, Studienausgabe [StA] I-X Bde. und Ergänzungsband, Frankfurt am Main 1969, hier StA I, 517. Vgl. auch Freud, »Hemmung, Symptom und Angst«, in: ders., *Hysterie und Angst*, StA VI, 228-309.
- 2 Freud, »Neue Folge der Vorlesungen«, StA I, 519ff.
- 3 Vgl. Freud, »Hemmung, Symptom und Angst«, StA VI, 277ff.

- 4 Ebd., 279.
- 5 Vgl. Jacques Lacan: *Das Seminar. Buch X. Die Angst (1961-1962)*, unautorisierte Mitschrift, übersetzt von Gerhard Schmitz, Lacan-Archiv, Zürich.
- 6 Vgl. Sören Kierkegaard: *Der Begriff Angst*, Frankfurt am Main 1984.
- 7 Vgl. Lacan, *Die Angst*, 94.
- 8 Freud, »Das Unheimliche«, in: ders., *Psychologische Schriften*, StA IV, 241-274.
- 9 Vgl. Freud, »Zur Einführung des Narzißmus«, in: ders., *Psychologie des Unbewussten*, StA III, 37ff.
- 10 Vgl. Freud, »Das Ich und Das Es«, in: ders., *Psychologie des Unbewussten*, StA III, 273ff.
- 11 Freud, »Das Unheimliche«, StA IV, 261.
- 12 Vgl. Jacques Lacan: »Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion«, in: ders., *Schriften I*, Norbert Haas (Hg.), übersetzt von Rudolphe Gasché, Norbert Haas, Klaus Laermann, Peter Stehlin unter Mitwirkung von Chantal Creusot, Olten 1973.
- 13 Freud, »Das Unheimliche«, StA IV, 262.
- 14 Vgl. Jacques Lacan: *Das Seminar. Buch XI. Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse*, Textherstellung von Jacques-Alain Miller; Norbert Haas, Joachim Metzger (Hg.), übersetzt von Norbert Haas, Weinheim, Berlin 1978, 73ff.
- 15 Lacan, *Die Angst*, 94.
- 16 Kierkegaard, *Der Begriff Angst*, 143.